



RUTH-MARIA THOMAS, geboren 1993 und in Cottbus aufgewachsen, war als Sozialarbeiterin in der Jugendhilfe tätig. Sie studierte am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig und ist Mitgründerin des erotischen Literaturmagazins *Hot Topic!*. 2022 war sie Finalistin des Open Mike. In ihren Texten, die u. a. im Rundfunk und in Literaturmagazinen erscheinen, beschäftigt sie sich immer wieder mit den Fallstricken weiblicher Sozialisation. Zuletzt erschien ihre Kurzgeschichte *Glitzer* in *DAS GRAMM* und *wie ich frau bin* bei *SuKuLTuR*. Der vorliegende Roman stand auf der Longlist für den Deutschen Buchpreis 2024 und war für den aspekte-Literaturpreis 2024 nominiert. Ruth-Maria Thomas lebt in Leipzig.

Ruth-Maria Thomas

Die schönste Version

Roman

Büchergilde Gutenberg

Lizenzausgabe für die Mitglieder
der Büchergilde Gutenberg Verlagsges. mbH,
Frankfurt am Main, Wien und Zürich
buechergilde.de

Mit freundlicher Genehmigung
der Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg
Copyright © 2024 by
Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Dieser Roman erzählt u. a. von verbaler,
physischer und sexualisierter Gewalt.
Der Verlag behält sich Nutzungen seiner Werke
für Text- und Data-Mining
im Sinne von § 44b UrhG explizit vor.

Einbandgestaltung: Clara Scheffler, Halle (Saale)
Satz: CPI books GmbH, Leck
Druck und Bindung:
Friedrich Pustet KG, Regensburg
Printed in Germany 2024
ISBN 978-3-7632-7594-6

Ich werde ein Glanz, und was ich dann mache, ist
richtig – nie mehr brauch ich mich in Acht neh-
men und nicht mehr meine Worte ausrechnen
und meine Vorhabungen ausrechnen –

IRMGARD KEUN,
Das kunstseidene Mädchen

I know what only the girls know /
Lies can buy eternity.

LANA DEL REY,
Music to Watch Boys To

Hundstage.

Wie bitte?

Hundstage, das sind die heißesten Tage im Jahr, sagt Yannick und wischt sich mit dem Handrücken über die Stirn.

Es ist heiß. So heiß, dass mir der Schweiß in feinen Tropfen die Wirbelsäule hinunterläuft, durch die Lücke zwischen Rock und Rücken tropft, im Saum meines Slips versiegt. Es ist der schwarze mit der harten Spitze, aus glänzendem Stoff. Er reibt meine Haut auf, aber sieht toll aus dabei. Die Sonne verabschiedet sich langsam, alles rosa, wie das Bier mit Himbeerbräuse in unseren Gläsern, wie das Fleisch des Spanferkels am Spieß. Günther und Günther spielen ein Lied nach dem anderen im Scheunenhof. Günther und Günther, das sind zwei ältliche Herren, trotz Hitze im Frack, mit lichtem Haar. Sie covern Songs von Bands, und weil die Stimmen von Günther und Günther so rau und dünn gleichzeitig klingen, klingen auch alle Lieder ein bisschen traurig, ein bisschen nach Abschied und passen so gut zu unserem letzten Urlaubsabend.

Komm, sagt Yannick irgendwann und nimmt meine Hand. Komm, wir gehen zum Wasser.

Am See ist es kühler, wir legen uns in den Sand, seichter Wind, der Schweiß trocknet endlich auf unserer Haut. Der Wald hinter uns dunkel, über uns Mond, alles silberfarben, alles todesschön.

Wenn du ein Moment wärst, Jella, dann wärst du dieser, flüstert Yannick, und ich muss lachen, sage: Ach, du spinnst! Kann aber nicht aufhören zu lächeln, weil es mir so gefällt.

Wenn ich ein Moment wäre, dann wäre ich dieser. Für immer will ich mich daran erinnern. Wenn ich alt bin und meine Haut wie Papier ist, wenn alles trüb wird in mir, die Welt um mich herum wie Watte ist und die Gelenke schmerzen, dann will ich mich daran erinnern, wie ich als junge Frau dort unter dem Sternenhimmel lag, in dieser Nacht, in der der Wind so weich wie ein Streicheln war und Sand zwischen meine Beine rieselte. Beine, die starke Muskeln hatten. Beine mit Oberschenkelinnenseiten, die berührt wurden, sodass trotz der Hitze überall Gänsehaut war. Und ich will mich daran erinnern, dass das Rauschen der Pappeln wie feiner Regen klang. Und an seine Lippen an meinem Ohr.

Und während ich da so malerisch liege, denke ich an meine Freundin Shelly, die immer einen Trick hatte, wenn etwas ganz Schönes ganz klein war, so klein, dass es in der Erinnerung womöglich durchrutschen könnte, aber eben so schön, dass es bleiben sollte –

zum Beispiel wie einmal zwei Frauen im Innenhof stehen blieben, als wir aus dem Fenster schauten, die eine bückte sich und band den Schuh der anderen zu, die andere streichelte ihr dabei das weiße Haar,

oder noch kleiner: Kiefernstämme, die leuchten, im tief stehenden Septemberlicht –

dann sagte sie: Schau dir das zehn Sekunden lang an und dann schließ die Augen für noch mal zehn. Ich schwöre dir, du wirst diesen Moment niemals wieder vergessen.

Und ich schau auf den silbrigen See, zähle im Kopf bis zehn, schließe die Augen und zähl noch einmal, fühle dabei alles in mir nach: Mond, Pappeln, Wind.

Und während ich da so in mir herumfühle, fühle ich Yannicks Hände unter meinem Shirt, höre, wie er flüstert, darf ich?, ich nicke, und dann Haut auf meiner Haut, und dann noch mehr Hitze, aber eine, die sich ausbreitet und pulsiert, an den richtigen Stellen, und ich weiß vielleicht da schon: Später, in der Erinnerung, wird es noch schöner und noch silberfarbener sein als jetzt, wird der Sand nicht zwischen unseren Körpern reiben, wird die Haut unter der harten Spitze des Slips nicht wund sein. Es wird die schönste Version dieses Moments sein, vollkommen schön, wie altes Hollywood, mit Himbeerbrause.

TAG 1

Der Wartebereich: ein langer Gang, von dem Zimmer mit unregelmäßig verteilten Nummern abgehen. Der Boden: graues PVC, die Wände: holzgetäfelt. Eine meterlange Leuchtstoffröhre an der Decke surrt. Sie ergreift den Raum, und obwohl es draußen hell ist, fühle ich mich, als sei es mitten in der Nacht.

Am Ende des Ganges ein kleines Fenster, es ist verdreht, aber man kann die Rückseite einer alten Kaserne erahnen. Gegenüber von mir öffnet sich eine Tür. Zwei Polizisten in Uniform unterhalten sich lachend, laufen an mir vorbei. Ich bin erleichtert, noch nicht in eines dieser Büros zu müssen. Noch nicht sprechen zu müssen. Meine Hände zittern. Ich grabe sie tief in die Taschen meiner Jeans. Die Polizisten hinterlassen einen Geruch von Kaffee und Zigaretten. Die kurze, starke Sehnsucht, Rauch zu inhalieren, nur ein winziger Zug vorgetäuschte Entspannung. Ich schließe die Augen. Angeln quietschen. Ich zucke zusammen.

Ein Mann mit grau meliertem Haar und müdem Blick tritt in den Flur. Sein Aufruf wie ein Seufzer.

Jella Nowak?

Ich rühre mich nicht. Der Mann sieht mich direkt an, fragt diesmal lauter: Jella Nowak, häusliche Gewalt, wollen Sie das aufnehmen lassen?

Mir wird heiß. Mein Magen krampft sich zusammen. Direkt über meinem Magen liegt mein Hals, der brennt. Mein Körper besteht nur noch aus meinem Magen und meinem Hals. Zwei klopfende Punkte, die brennen, die stechen, die ziehen, gezogen haben, die mich auf diese Polizeiwache gezogen haben. Das bin ich diesem Körper schuldig, diesen Punkten, dass ich ihnen

nachgebe, dass ich mich ziehen lasse. Dass ich jetzt eingreife. Da eingreife, wo er reingegriffen hat. Reingeschlagen hat. Reingedrückt hat. In meine Magenwürde. Und in meine Halswürde. In meine Körperwürde. Meine Alleswürde. Wie er vorhin mit seiner Faust in meinen Bauch gestoßen hat. In den Bauch, in dem meine Eierstöcke liegen. Den Bauch, den er so oft gestreichelt hat, wenn ich Regelschmerzen hatte. Den er manchmal, zum Scherz, geküsst hat und dann gesagt hat: In dir werden irgendwann meine ganzen Töchter und Söhne sein. Reingeboxt, aus Wut, zack, Faust rein. So einfach. Dumme Hure! Und Hände an meinem Hals. An meinem Atem. Mein Atem, der macht, dass Luft in meine Lungen kommt, der macht, dass ich lebe. Dorthin hat er seine Hände und dann einfach zgedrückt.

Ich atme ein, zu schnell, so schnell, dass meine Finger kribbeln, sich der Boden beugt und hebt. Jetzt bin ich nur noch Bauch und Hals.

Häusliche Gewalt. Jella Nowak?

Ich sehe in das Gesicht des Polizisten, will aufstehen, meine Beine verhaspeln sich ineinander, ich stolpere ihm über meine Tasche entgegen. Er dreht sich um, dreht mir seinen Rücken zu, ich kann die Ränder der Schweißflecken auf seinem hellblauen Hemd erkennen. Ich laufe ihm nach, bis er sich auf seinen Sessel hinter den Schreibtisch setzt, mit seinen Händen die Spanplatte abtastet, Kaffee vergessen murmelt, wieder aufsteht, den Raum verlässt. Allein bleibe ich in seinem Büro zurück. Auch hier wieder viel zu helles Licht aus Leuchtstoffröhren.

Der Schreibtisch ist voller Miniatur-Gegenstände. Ein winziger Schornsteinfeger, der auf einer 1-Cent-Münze klebt. Glücksschweinchen aus Marzipan, eingepackt in durchsichtige Folie. Bilderrahmen, die Rücken mir zugewandt. Sicher ist darauf seine kleine Familie zu sehen, was sollte auch sonst in so einem Bürobilderrahmen stecken. Hundefotos vielleicht.

Dieser Ort erinnert mich an all die Orte, die mir wegen ihrer Trostlosigkeit im Gedächtnis geblieben sind. Die Schulsporthalle am Freitagnachmittag, der Geruch von schwitzenden, parfümierten Teeniekörpern und noch elende siebzig Minuten Bockspringen oder Seilhüpfen bis zum Wochenende. Das Klassenzimmer zur 1. Stunde im Winter, 7.30 Uhr, dunkel, kalt, der Kopf schläft noch.

Der Polizist kommt zurück, setzt sich auf seinen Drehstuhl, trinkt einen Schluck Kaffee, atmet laut aus, stellt die Tasse ab und blickt mir ins Gesicht. Er sieht müde aus, als hätte er zu kurz und zu schlecht geschlafen, zu viel und zu lang gearbeitet.

Ich weiß nicht, was ich sagen soll, ich sage nichts.

Bitte setzen Sie sich doch, sagt er und deutet mit seiner Hand in Richtung Stuhl vor seinem Schreibtisch. Ich nicke, schnell, setze mich auf den Stuhl, stoße mit dem Knie gegen die Tischplatte. Sofort schießen mir Tränen in die Augen.

Mein Knie hat die Kaffeetasse ins Wanken gebracht. Braune Brühe ist über den Rand geschwappt, bahnt sich ihren Weg zwischen den Aktenstapeln auf dem Tisch.

Es tut mir so leid, entschuldigen Sie bitte.

Ich spüre heiße Flecken in mein Gesicht kriechen. Das Ganze ist jetzt schon ein Desaster, am liebsten würde ich auf der Stelle umkehren, nie hierhergekommen sein.

Der Polizist antwortet mir nicht, versucht, die Akten aus der Schusslinie zu bringen, tupft mit Taschentüchern den Kaffee vom Holz.

Entschuldigung. Sage ich noch einmal.

Er wirft die Tücher in den Papierkorb.

Ist ja noch mal gut gegangen, sagt er, hebt den Blick und schaut mich an.

So, dann wollmer mal.

Mit <wollen> hat das hier alles wirklich nichts zu tun, denke ich und nicke.

Was ist denn passiert?

Ich stottere.

Mein Freund. Hat mich. Also mein Freund ist ausgerastet und hat mich ...

Der Polizist atmet wieder aus. Wahrscheinlich ist ihm gerade klar geworden, dass das mit mir länger dauern wird, als er dachte. Wieder sammeln sich Tränen in meinen Augen, ich schaue auf meine ineinandergefalteten Hände, die Knöchel weiß.

Also. Schritt für Schritt, sagt der Beamte, fast sanft, die Finger über der Tastatur schwebend.

Wie heißt denn Ihr Freund?

Mein Freund. Mein Freund? Nach dem, was gerade passiert ist, kann er nicht mehr mein Freund sein, denke ich, das geht doch nicht. Eigentlich muss er jetzt mein Ex-Freund sein, wir müssen jetzt getrennt sein, müssen es sein, nach so einer Sache kann man doch nicht mehr zusammen sein. Oder? Kann man nicht, wenn man noch einen Funken Selbstwertgefühl besitzt, kann man das nicht mehr.

Ich blinzele schnell. Jella Nowak.

Nicht Ihren Namen, den haben wir schon. Er lächelt mich an. Der Name Ihres Partners.

Yannick Brenner.

Seine Zeigefinger suchen die Buchstaben auf der Tastatur des Computers. Er tippt die einzelnen Tasten so hart an, als hätte ihm jede ein persönliches Unrecht getan. Es dauert lange. Ohne aufzublicken, fragt er weiter.

Was ist denn passiert, als er ausgerastet ist? Können Sie einmal. Er hält inne, sieht mich kurz an. Sein linkes Augenlid hängt ein bisschen. Können Sie versuchen, mir Schritt für Schritt zu erklären, was geschehen ist?

Ich will nicht. Aber natürlich will ich. Ich sitze ja. Hier. Um genau das zu tun.

Eine Maus in der Falle. Zum zweiten Mal heute.

Yannick kam in die Küche, als ich einen Salat gemacht habe.

Er unterbricht mich wieder, den Blick immer noch auf die Tastatur gerichtet.

Sie wohnen zusammen? Wo wohnen Sie?

Ich nenne ihm die Adresse. Das Klackern, so laut.

Was ist passiert, nachdem er in die Küche kam?

Der Polizist schaut mir jetzt ins Gesicht. Sein Zeigefinger klopft auf den Schreibtisch. Ich starre den Finger an. Er folgt meinem Blick, hört mit dem Klopfen auf. Ich versuche, die Bilder wegzuschieben. Ich versuche, die Dinge, die passiert sind, so zu erzählen, als hätte ich sie im Fernsehen gesehen, Tageschau, 20.00 Uhr, komm schon, Jella, tu so, als wäre es nicht dir passiert. Ich spreche schnell, meine Stimme mir ganz fremd und fern.

Und ich erzähle,
dass wir uns gestritten haben,
wie aus dem Sprechen ein Schreien wurde,
wie Yannick irgendwann auf mich losgegangen ist, mich angebrüllt, mir in den Bauch geboxt hat. Wie ich vor ihm zurückwich, bis ich am Fenster stand. Rechts neben mir der Küchentisch, links die Wand, ich in der Ecke, vor mir er, kein Weg nach vorne. Wie ich realisierte, dass ich in einer Sackgasse war, in eine Falle geraten.

Wie Yannick seine Hände um meinen Hals gelegt, zuge-drückt und ich, immer weniger Luft. Wie ich nur noch Angst und dachte, scheiße, das war's jetzt, scheiße, er vergisst sich, es ist nicht wie sonst, dieses Mal hat er sich nicht mehr unter Kontrolle, sein Gesicht so voller Hass, seine Hände so fest, dieser Streit war nicht wie die anderen, dieser Streit war ein Streit,

nach dem es vorbei sein würde, mit uns, er vergisst sich und wird mich deshalb aus Versehen – so endet es jetzt, scheiße, ich werde einfach –

Bei der Stelle stocke ich, greife mir an den Hals. Panik in mir, überall, fängt in den Fingerspitzen an, ein rasendes Flattern, schnell durch die Arme, schnürt mir die Kehle zu, rast in den linken Teil meines Brustkorbs und bleibt dort hängen, ein gehetzter Kolibri.

Ich höre wieder Yannicks Stimme, wie er mir zuzischt, die Augen zusammengekniffen, spüre seine Spucketröpfchen. Halt dein dummes Maul, du Hure, ich schwör's dir, wenn du nicht endlich dein Maul hältst –

Es wäre fast vorbei gewesen mit mir –

schießt es mir durch den Kopf, und der Kolibri unter meiner linken Brust flattert so stark, dass mein Atem noch schneller geht, meine Fingerspitzen wieder taub werden, die Hände sich ineinander verkrampfen.

Und dann?

Verwirrt starre ich in die Augen des Polizisten. Sie sehen gelblich aus, der Übergang von der Iris zum Augenweiß ist blass.

Dann?, frage ich ihn zurück.

Sie haben gerade erzählt, dass Ihr Partner Ihnen die Hände um den Hals gelegt und Sie gewürgt hat. Zitiert er mit hochgezogenen Brauen aus seinem eigenen Protokoll.

Was ist dann passiert?

Ich schaue ihn an. Er hat mir die Hände um den Hals gelegt und mich gewürgt. Warum fragt er nach einem <dann>? Der Kolibri in meiner Brust, meine gestorbene Alleswürde. Das ist dann, dann ist jetzt.

Der Beamte versucht, ein freundliches Gesicht zu machen, nickt mir aufmunternd zu, bittet mich nochmals, den *Ablauf* weiter zu beschreiben.

In mir sträubt sich alles. Ich will nicht mehr, ich will nichts mehr sagen. Dieses Sprechen, wie ging das vorher so einfach?

Möchten Sie ein Glas Wasser, Frau Nowak?

Nein. Ich möchte, dass es vorbei ist. Schnell versuche ich zu erklären, wie ich mit der rechten Hand auf dem Küchentisch getastet, die Pfeffermühle gegriffen habe, die große, schwere, aus Keramik, ein Geschenk von seinen Eltern.

Dass ich eine Millisekunde lang daran dachte, dass es schade um die Pfefferkörner ist, Zitronenpfeffer, etwas ganz Besonderes für unser ganz besonderes Leben, erzähl ich nicht.

Stattdessen erzähle ich, fast ohne Luft zu holen, wie ich die Mühle auf Yannicks Kopf geschlagen habe, wie er mich losgelassen hat, wie ich die Treppe runtergelaufen, gerannt bin, irgendwie vor die Tür.

Wie ich seine Schritte im Treppenhaus hallen gehört habe, seine Schreie, ich bring dich um, bring dich um, bring dich um.

Wie ich mich draußen auf dem Bürgersteig an die erste Passantin geklammert habe, die dort entlanglief.

Dass ich den Lärm und die Geräusche der Autos nicht gehört habe, erzähl ich nicht.

Ich erzähle, schnell, in Worten, die sich fast überschlagen, weil sie ein Ende finden wollen, weil es ein Ende haben soll, die Geschichte soll zu Ende sein, aus die Maus, Ende Gelände, Schluss mit lustig.

Wie Yannick stehen blieb, als er mich in den Armen der fremden Frau sah, eine Joggerin.

Dass ich ihr Sport-Deo roch und durch ihr feuchtes Polyesterhirt hindurch ihre Knochen fühlen konnte, erzähl ich nicht.

Wie ich nicht bemerkt hatte, wie ich um Hilfe schrie, bis ich mich an sie klammerte.

Wie sie Yannick anschrie, er solle abhauen, oder sie werde die Polizei rufen.

Wie Yannicks Augen sich weiteten, jetzt Angst bei ihm, wie er weglief, in die andere Richtung, weg von unserer Wohnung, Richtung Park, erzähle ich.

Dass ich dachte, dass er jetzt vielleicht rennt, bis er nicht mehr kann, und es ihm danach vielleicht leidtut.

Wie die Joggerin beruhigend auf mich einredete, wie ich stotterte, ihr stotternd versuchte zu erzählen, was passiert war, aber die Sätze abbrachen. Wie sie meine Hand nahm, mich bei der Hand nahm, an die Hand und mir die Treppe hinaufhalf. Gehen: eine Aufgabe.

Ihre Worte im Takt unserer Schritte auf den Stufen. Alles wird gut. Ich bin ja da. Alles wird gut. Ich bin ja da. Alles wird gut.

Die offene Wohnungstür, mein Zögern. Ihr Gesicht vor mir, eindringlich: Du packst dir jetzt eine Tasche mit Wechselsachen, deiner Zahnbürste und deinem Ausweis. Dann gehst du zur Polizei. Ich hab gehört, was er geschrien hat. Er hat dich bedroht. Das ist eine Straftat. Du musst ihn anzeigen. Was hat er noch gemacht? Hat er dich geschlagen?

Wie das Wort *geschlagen* einfach nicht zu Yannick und mir passte, wie es sich falsch anfühlte, als wäre ich eine von den Frauen mit blauem Auge und aufgesprungener Unterlippe von den Plakaten, die dazu auffordern, sich Hilfe bei der Telefonseelsorge zu suchen, erzähle ich nicht.

Dass ich den Kopf schüttelte, dass sie mich an die Schultern fasste, als wollte sie mich schütteln. Du hast um Hilfe geschrien! Dass er mich gewürgt hat, gab ich zu, leise. Ihr Griff wurde fester. Ihre Augen sprachen mit, als sie sagte: Du darfst dir das nicht gefallen lassen. Du musst ihn anzeigen. Ihr Blick wurde weich. Vielleicht wusste sie, wovon sie sprach.

Unter ihrer Aufsicht packte ich meine Tasche. Als ich zwölf war, wurden mir die Mandeln herausgenommen, das war mein

erstes und letztes Mal in einem Krankenhaus. Ich wusste nicht, was mich erwarten würde, die OP, die Schmerzen, wie lange es dauern würde, vielleicht ging etwas schief, ich würde länger bleiben müssen. Die Dinge, die ich mitnahm, mussten also mit Bedacht ausgewählt werden, sie würden meine einzige Begleitung sein, mein einziges Zuhause in dem fremden großen Krankenhaus.

So packte ich auch jetzt.

Dabei wusste ich nicht, wofür ich packte. Deshalb packte ich gegen den kühlen Wind am Morgen und für die Sonne, die nachmittags manchmal noch schien. Ich packte gegen den kälter werdenden Herbst und für die letzten warmen Tage.

Als ich diese meine Dinge in diese meine Sporttasche legte, wurde ich ruhiger. Das war mein, das konnte mir niemand nehmen. Er konnte mir meine Halswürde, meine Bauchwürde und meine Alleswürde nehmen, nicht aber

meine Lammfellsocken
meine Baumwollstrickjacke
meine weiße Flanellbluse
meine Lieblingsjeans
meine 80-den-Strumpfhose
meine Laufhose
meine Laufjacke
meinen pinken Sport-BH
mein Schlafshirt aus Satin
mein kleines Schwarzes, das ich seit Jahren nicht mehr
angezogen hatte, eine Erinnerung
meine drei hellblauen Slips
mein Notizbuch mit den karierten Seiten